Unter Polizei-Aufsicht.

Novelle
von
Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Am Abend desselben Tages, an welchem Caroline mit dem Polizeirath Rücksprache genommen hatte, trat ein Gensd'arm in das Haus der Wittwe Schreiner, in welchem Rader wohnte.

Die kleine Frau erschrak, als sie den Mann des Gesetzes erblickte, trotzdem sie sich keiner Schuld bewußt war. Sie führte ihn in ihr Wohnzimmer und erwartete mit fieberhafter Spannung seine Anrede.

„Sie haben vor einigen Tagen einen neuen Miether erhalten," sagte er, „einen gewissen Rader —"

„Was ist mit ihm?" fiel die Wittwe ihm lebhaft in's Wort. „Er kam mit seiner Schwester zu mir, und wenn sie auch nichts besaßen, so habe ich sie doch für ordentliche Leute gehalten."

Der Gensd'arm drehte an seinem Schnurrbart und zuckte die Achseln.

„Man hält Manchen für einen ordentlichen Mann," sagte er, „der Schein trügt oft, und man kann es nicht immer dem Menschen ansehen, ob er ein reines Gewissen hat. Ich muß Sie bitten, mir einige Fragen zu beantworten. Haben Sie Ursache, sich über den neuen Miether zu beklagen?"

„Nicht die geringste."

„Führt er einen ordentlichen Lebenswandel?"

„Soviel ich weiß, gewiß."

„Ist er Abends vor neun Uhr zu Hause?"

„Ja."

„War er noch nicht betrunken? Oder trinkt er hier im Hause?"

„Ich habe noch nicht bemerkt, daß er diese Leidenschaft hat."

„Womit beschäftigt er sich zu Hause?"

„Ich weiß das nicht," sagte die Wittwe, deren Miene das wachsende Erstaunen verrieth. „Ich weiß nur, daß Beide solide Leute sind, sie haben den Miethzins für den ersten Monat voraus gezahlt, und soviel ich weiß, leben sie sehr friedlich und solid."

Der Gensd'arm schüttelte den Kopf.

„Nun ja, ich wiederhole Ihnen, der Schein trügt," erwiderte er, „und vor solchen Leuten muß man sich in Acht nehmen."

„Vor solchen Leuten? Wer sind diese Leute denn?"

„Sie wissen das noch nicht?"

„Ich habe keine Ahnung."

„Ja, ich glaub's wohl," spottete der Gensd'arm, „er wird's Ihnen gewiß nicht gesagt haben, daß er unter Polizei-Aufsicht steht."

Die Wittwe trat bestürzt einen Schritt zurück.

„Unter Polizei-Aufsicht?" fragte sie. „Weshalb? Was hat er verbrochen?"

„Bah, er hat nur zehn Jahre im Zuchthaus gesessen wegen Fälschung. Geben Sie Acht auf ihn, Madame, und sobald Sie etwas Verdächtiges bemerken, zeigen Sie es im Polizeibureau an, man muß solchen Leuten auf die Finger sehen."

Die kleine Frau konnte sich von ihrer Bestürzung lange nicht erholen — es war gar zu schrecklich, daß sie einen solchen Verbrecher in ihr Haus aufgenommen hatte.

Du lieber Gott — zehn Jahre Zuchthaus! Und ein gefährlicher Mensch mußte er sein, denn die Polizei überwachte ihn noch immer.

Vielleicht konnte dieser Mensch auf den Gedanken kommen, sie, die schutzlose Frau, zu ermorden und zu berauben!

Es war wirklich entsetzlich! Hier mußten Maßregeln getroffen werden, um solcher Möglichkeit vorzubeugen und ein Unglück zu verhüten.

Die kleine Frau überlegte nicht lange, es gab ja nur ein Mittel, sich vor Mord und Diebstahl zu schützen.

Langsam stieg sie die Treppe hinauf, sie mußte von Zeit zu Zeit stehen bleiben, um Athem zu schöpfen.

Endlich stand sie vor der Thür des Zimmers, welches die Gewister bewohnten, sie öffnete sie und blieb auf der Schwelle stehen.

Rader saß am Tische und las in einem Buche, es war ein kaufmännisches Buch, welches er studirte, um seine Kenntnisse zu erweitern; Therese bereitete das Abendbrod.

Es war ein friedliches, harmloses Bild, Frau Schreiner fühlte das selbst, aber sie sah keinen anderen Weg, sie mußte es zerstören, den vernichtenden Blitz hineinschleudern — Jeder ist sich selbst der Nächste!

„Sie sind nicht aufrichtig gegen mich gewesen, wandte sie sich zu dem hageren Manne, der betroffen von seinem Buche aufblickte, „Sie hätten mir sagen sollen, woher Sie kamen, ehe Sie von mir mietheten."

Rader hatte sich erhoben, sein Gesicht war fahl geworden.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte er, und seine zitternde Stimme verrieth die innere Erregung. „Was hätte ich Ihnen sagen sollen?"

„Daß Sie — aus dem Zuchthaus kommen, soeben war ein Gensd'arm hier, um sich nach Ihnen zu erkundigen."

„O, mein Gott!" rief Therese, Soll denn der Fluch nicht von ihm genommen werden mein Bruder ist ein Unglücklicher.

„Laß daß," fiel Rader ihr das Wort. Ueberzeugen kann man solche Leute doch nicht; was der Gensd'arm Ihnen auch gesagt haben mag, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß nur ein leichtsinniges Vergehen mir dieses Unglück zugezogen hat.

„Sie hatten zehn Jahre —"

„Sprechen Sie es nicht aus!" rief Therese. „Ich wiederhole Ihnen, mein Bruder ist ein unglücklicher Mensch, der unser Aller Mitleiden verdient. Ich appellire an Ihr Herz, Sie können und dürfen uns nicht verurtheilen."

„Ich verurtheile ihn nicht," sagte die Frau, „ich frage nur. ob es wahr ist, daß er im Zuchthause gesessen hat?"

„Ich kann das nicht leugnen," erwiderte Therese, „aber —"

„Dann, mein Herr, muß ich Ihnen leider die Wohnung kündigen."

„Wie? Ist das Ihr Ernst?" fragte Therese bestürzt.

„Mein voller Ernst."

„Wie kann Dich das wundern?" sagte Rader mit bitterem Tone. „Bin ich nicht ein Ausgestoßener. Muß ich nicht erwarten, daß ich überall auf Feindschaft stoße? Glaubt nicht Jeder ein Recht zu haben über den Bestraften den Stab zu brechen?"

„Aber hat denn die Polizei ein Recht, Dich jetzt noch zu verfolgen?" fragte Therese die ihrer Entrüstung nicht gebieten konnte. Madame Sie dürfen uns nicht hinausstoßen, Sie haben keinen gesetzlichen Grund, uns die Wohnung zu kündigen.

„Ich kann das in jeder Stunde, ohne einen Grund angeben zu müssen, und es wird mir lieb sein wenn Sie mein Haus so bald wie möglich verlassen. Sollten Sie sich aber weigern, dies zu thun, so werde ich die Polizei ersuchen, mich in der Wahrung meines Hausrechts zu unterstützen."

Rader ging mit großen Schritten auf und nieder die Wittwe hatte ohne eine Antwort abzuwarten, sich entfernt.

„Du mußt Dich beschweren," sagte Therese, „der Gensd'arm hat seine Befugnisse überschritten, die Polizei kann Dir bis jetzt wegen Deines Lebenswandels keinen Vorwurf machen."

„Reden wir nicht weiter darüber," sagte Rader, „wir müssen eine neue Wohnung suchen, es bleibt nichts anders übrig."

Es war dem hageren Manne schwer zu Muthe, als er am andern Tage hinter dem Hauptbuche stand, er mußte immer und immer wieder der ihm widerfahrenen Schmach gedenken. Was half es ihm, ob er dagegen protestirte? Die Polizei hatte ja das Recht sich nach ihm zu erkundigen, er konnte es ihr nicht verwehren.

Es war nahe am Mittag, als] sein Principal ihn in sein Privatcabinet rufen ließ.

Die strenge, herbe Miene des sonst so freundlichen Mannes weckte bange Ahnungen in seiner Seele.

„Als ich damals nach Ihren Zeugnissen fragte, sagten Sie mir, sie seien durch einen unglücklichen Zufall Ihnen verloren gegangen," sagte er, seine Stimme klang hart und streng, fuhr er fort. „Das war eine Unwahrheit, heute Morgen habe ich von Ihrer Vergangenheit Kenntniß erhalten, Sie sind als Fälscher mit zehnjähriger Zuchthausstrafe belegt worden und stehen jetzt noch unter Polizei-Aufsicht."

War der Gensd'arm auch bei Ihnen?" fragte Rader in dessen Adern das Blut kochte.

„Ja, und es ist mir lieb, daß er mir die Wahrheit gesagt hat," entgegnete der Kaufmann. „Sie werden begreifen, daß ich einen solchen Mann nicht in meinem Hause beschäftigen darf, schon meiner andern Mitarbeiter wegen, auf die ich doch auch Rücksicht nehmen muß. Ich gebe zu, daß ich in anderer Beziehung, was Ihre Kenntnisse und Ihren Fleiß anbetrifft, mit Ihnen zufrieden bin, und daß ich Sie ungern entlasse, aber die Pflicht gebietet es mir."

„Sollte nicht die Pflicht Ihnen eher gebieten, sich eines Unglücklichen anzunehmen?" fragte Rader, mühsam seine äußere Ruhe bewahrend. „Ich leugne nicht, daß ich einen Fehltritt begangen habe, aber es war ein Fehltritt aus Leichtsinn, und ich habe schwer dafür gebüßt—"

„Darauf kann ich mich weiter nicht einlassen," fiel der Kaufmann ihm in's Wort. „Hier ist Ihr Gehalt für ein Vierteljahr, gehen Sie, ich erwarte, daß Sie sich in meinem Hause nicht mehr zeigen."

Er warf die Banknoten auf seinen Schreibtisch und wandte dem Entlassenen den Rücken, offenbar, um ihm zu bweisen, daß er nichts mehr mit ihm zu thun haben wolle.

Rader knirschte mit den Zähnen vor Grimm, es fiel ihm unsäglich schwer, aber er hatte im Zuchthause gelernt, sich zu beherrschen, und er sah auch ein, daß ein Wuthausbruch, so gerechtfertigt er sein möchte, seine Sache nur verschlimmern, nicht aber bessern konnte.

Und da war es das Beste er ging ohne weitere Worte zu verlieren, er hatte ja erfahren, daß auch Bitten und Versprechungen den Entschluß des Kaufmannes nicht ändern konnten.

Was nun? Es stürmte und tobte gewaltig in ihm, ob der Gensd'arm befugt war, ihm diese Schmach anzuthun.

Er ging in's Polizeibureau, der Secretär hörte seine Beschwerden kaum an.

„Da müssen Sie sich an den Herr Polizetrath Baron von Poßnitz wenden," sagte er barsch, „der Herr Baron hat ihre Ueberwachung angeordnet; beschweren Sie sich bei ihm, wenn Sie Grund zu einer Beschwerde zu haben glauben."

Auch diesen Schritt that Rader, aber der Polizeirath ließ ihn ebenfalls kaum zu Wort kommen.

„Ihr seid wohl nicht recht gescheidt, das Ihr es wagt, Euch zu beschweren," sagte er mit schneidendem Hohn. „Wer eine solche Vergangenheit hinter sich hat, der darf sich nicht beklagen, wenn die Folgen seiner Verbrechen ihm Unannehmlichkeiten verursachen; im Uebrigen ist Euch nur Recht geschehen. Der Gensd'arm ist speciell beauftragt, Euch zu überwachen und zu controliren, wenn seine Controle Euch unangenehm ist und Euch materiellen Schaden zufügt, so ist das jedenfalls Eure eigene Schuld."

„Ich habe nichts gethan, was den Gensd'arm berechtigte, in dieser Weise mich zu controliren," erwiderte Rader in bescheidenem, aber festem Tone, „und am wenigsten hat er das Recht, mich öffentlich als entlassenen Sträfling an den Pranger zu stellen und dadurch mir den Boden unter den Füßen wegzuziehen."

Der Polizeirath zuckte die Achseln.

„Das ist Sache des Gensd'armen," sagte er, „sucht Euch mit ihm zu verständigen!"

Mit diesen Worten entließ er ihn. Rader war der Verzweiflung nahe.

In seiner Wohnung traf er einen jungen Commis, den er erst vor einigen Tagen kennen gelernt und mit dem er zusammen gearbeitet hatte.

Es that ihm wohl, als derselbe auf ihn zutrat und ihm die Hand reichte.

„Ich weiß. was vorgefallen ist," sagte der junge Mann, „ich komme zu Ihnen, um Sie meiner herzlichen Theilnahme zu versichern."

„Und was bewegt Sie zu diesem Schritt?" fragte Rader mit einem prüfenden Blick auf seine Schwester, die erröthend die Augen niederschlug. „Wer hat Ihnen das Vorgefallene erzählt? Ich war mit Herr Schmidt in seinem Cabinet allein."

„Unser Hausknecht hat mit dem Gensd'arm gesprochen —"

„Ah, und der hat es ausposaunt?"

„Ja, als Sie kaum das Haus verlassen hatten. Sie kennen ja die Schadenfreude solcher Leute, wenn Anderen Unangenehmes begegnet. Und als ich es vernahm, da drängte es mich, hierher zu eilen, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie bedauere!"

Rader drückte die Hand des jungen Mannes.

„Fürchteten Sie nicht, sich durch diesen Schritt zu compromittiren?" fragte er.

„Wenn ich diese Besorgniß gehegt, so würde ich nicht gekommen sein."

Rader sah die Blicke wohl, welche der junge Mann mit seiner Schwester austauschte, aber er gab sich den Anschein, als bemerke er sie nicht, er wollte die Beiden nicht in Verlegenheit bringen, und er war auch selbst nicht in dee Stimmung, eine Bemerkung über sie zu machen.

„Man hat Ihnen Unrecht gethan," nahm der junge Mann wieder das Wort, „diese fortgesetzte Verfolgung ist ein himmelschreiendes Unrecht."

„Was soll, was kann ich dagegen beginnen?" erwiderte Rader.

„Nichts, aber Sie dürfen den Muth nicht verlieren. Sie müssen versuchen, eine andere Stelle zu erhalten."

„Glauben Sie, das sei so leicht?"

„Nein, gewiß nicht, aber Muth und Ausdauer besiegen alle Hindernisse. Ich kann Ihnen vielleicht eine Stelle verschaffen."

„Sie?" fragte Rader überrascht.

„Ja lassen Sie mich machen," fuhr der junge Mann redselig fort. „Es ist ein angesehenes Haus und es zahlt gut.

„Eine Buchhalterstelle?"

„Ja, sie ist schon seit einigen Wochen frei, der Chef des Hauses konnte keinen Buchhalter finden, der ihm genügte. Sie wären der Mann für ihn."

„Er wird Zeugnisse fordern —"

„Erwidern Sie ihm dasselbe, was Sie Herrn Schmidt erwidert haben, verlangen Sie auch eine bestimmte Probezeit. Er wird darauf eingehen, und bei Ihren Leistungen alles Andere ruhen lassen.

Der junge Mann reichte ihm noch einmal mit einem Blick voll herzlicher Theilnahme die Hand und entfernte sich, und Rader berichtete nun seiner Schwester die Antwort, die er im Polizei-Büreau erhalten hatte.

„Sei aufrichtig gegen mich," sagte er, als er seinen Bericht beendet hatte, „kam Herr Schmidt Deinetwegen oder galt der Zweck seines Kommens wirklich nur mir?"

Therese konnte ihre Verlegenheit nicht verbergen, die Gluth ihrer Wangen verrieth sie.

„Er kam sofort nach dem Vorfall," erwiderte sie, „er fürchtete, daß dieses Ereigniß mich betrüben könne —"

„Also kennt er Dich schon länger?"

„Ja, Albert."

„Und Du sagtest mir nicht davon?"

„Vergieb mir, ich wagte es nicht. Ich kannte ihn schon, als ich noch im Hause des Commerzienraths wohnte, er ist ein Neffe desselben und durch seine Vermittlung und seine Fürsprache erhieltest Du auch die Buchhalterstelle."

(Fortsetzung folgt.)

Eine wahre Gespenster-Geschichte.

Zwei Batterien befanden sich auf dem Marsch in die neue Garnison. Die Gegend — im herbstlichen Gewande — war anmuthig, die Bewohner zeigten sich freundlich und zuvorkommend, die Mädels nicht gar zu spröde und Getränke wie Speisen den Umständen angemessen. Es war daher Alles dazu angethan, die kleine Gesellschaft der Offiziere in guter Stimmung zu erhalten, die sich besonders auf den Frühstücksstationen kund gab, allwo man sich die Erlebnisse und Abenteuer der überstandenen Quartiere in launiger Weise erzählte. Die Seele der Unterhaltung war dabei der Commandant der 2. Batterie, Hauptmann Heiter, der sich trotz seiner 58 Jahre ein junges Herz bewahrt hatte und er verstand — unbeschadet des Ernstes im Dienste — mit jüngeren Kameraden fröhlich zu sein. Ganz das Gegentheil war Hauptmann Brumm von der 1. Batterie. Immer verdrießlich, zugeknöpft, nie wissend, wo der Vorgesetzte aufhört und der Kamerad anfängt, ein Feind des fröhlichen Ergusses und gleichwohl auch in anderer Weise nichts zur Unterhaltung beitragend, wirkte seine bloße Anwesenheit schon wie ein niederschlagendes Mittel und lastete wie ein Alp auf der Gesellschaft, in der dann nie der ungezwungene Ton des Frohsinns aufkommen konnte. Es darf daher gar nicht wundern wenn gegen ihn eine kleine Verschwörung entstand, deren Tendenz dahin ging, daß man dem Hauptmann Brumm, um denselben wenigstens von der abendlichen Unterhaltung fern zu halten, stets das entfernteste Quartier zuweisen ließ. Eine Gelegenheit hiezu bot sich in der Station O., wo der quartiermachende Offizier einen Theil der 1. Batterie nebst dem Kommandanten in das etwas entfernt gelegene Schloß Eulenhorst bestimmte. Der Gemeindevorsteher hatte zwar bemerkt, daß es darin nicht geheuer sei, daß es dort spuke seit dem Tode des alten Grafen, aber all das konnte den Entschluß des Quartiermachers nicht ändern. Der Schloßverwalter bestätigte die Aussage des Gemeindevorstehers und fügte hinzu, daß die gräfliche Familie seit dem Tode des Grafen das Schloß meide; nur der östliche Flügel, der aber gerade vom Geiste des Verstorbenen heimgesucht werde, — weshalb es auch Niemand wage, nach Eintritt der Dunkelheit jenen Theil des Schlosses zu betreten, sei für einen der Herrn Offiziere bewohnbar.

„Ich muß daher den Herrn Lieutenant bitten," sagte er weiter, „andere Dispositionen zu treffen, widrigenfalls ich alle Verantwortung von mir ablehne."

„Ach was!" entgegnet der Offizier, „wir fürchten uns nicht vor Gespenstern. Der Hauptmann Brumm wird hier einquartiert, sorgen Sie nur für ein gutes Bett und anständige Verpflegung."

Andern Tags rückte Brumm in sein neues Quartier ein und fühlte sich so wohl und behaglich in den gräflichen Gemächern, daß es ihm gar nicht einfiel, nach O. zu gehen. Hier entbehrte man mit Vergnügen seine Gesellschaft und toastirte auf das Genie des umsichtigen Quartiermachers.

Andern Tages trafen die 2 Batterien auf der bestimmten Frühstücksstation zusammen. Brumm war etwas weniger unangenehm als gewöhnlich, Hauptmann Heiter dagegen düster und in sich gekehrt. Das fiel allgemein auf und da auch das Frühstück, das Heiter kaum anrührte, keine Aenderung in seiner trüben Stimmung hervorbrachte, so frug ein Oberlieutenant nach dem Grund dieser Melancholie. Nicht lange ließ sich Hauptmann Heiter bitten. „Ja, meine Herren," begann er, „was ich diese Nacht erlebt, wird mir die Ruhe meiner Seele rauben und mein Haar bleichen! Hören Sie! Als ich gestern Nachts nach Hause kam, war es ¾12 Uhr. Ich lege, wie dies meine Gewohnheit ist, den Revolver auf den Nachtkasten und gehe zu Bett. Ich muß noch im ersten Schlaf gewesen sein, da werde ich durch ein Geräusch geweckt, als wenn eine Thüre in ihren Angeln knarrte. Ich will nach der Thüre hinsehen, aber eine blendende Helle zwingt, mich, die Augen zu schließen. Ich riß sie bald wieder auf und sehe wie eine weiße Gestalt, mit Ketten rasselnd, auf mein Bett zuschreitet. Meine Haare sträubten sich, der Angstschweiß trat mir auf die Stirne und eine Beklemmung überfiel mich, daß ich keines Lautes, keiner Bewegung fähig war. Wie lange dieser Zustand gedauert, weiß ich nicht; aber als das Gespenst immer näher kam, richtete ich mich mit dem Aufgebot aller Kräfte im Bett auf, griff mechanisch nach dem Revolver und legte auf den Geist an. Eben will ich losdrücken, da hebt er drohend seine Hand auf und sagt mit tiefer Grabesstimme: „Halt ein, Sterblicher! Schieße nicht, — ich thu' Dir nichts zu Leide. Ich erscheine sonst nur in den Gemächern des Schlosses von Eulenhorst, aber der Hauptmann, der der heute dort einquartiert ist, ist ein so langweiliger Mensch, daß ich es bei ihm nicht aushalten konnte."

Alle, bis auf Einen glaubten an die Wahrheit dieser Geschichte.

Die Leistungen der verschiedenen europ. Nationen auf der Weltausstellung.

Einer längeren Arbeit von Julius Lessing, Mitarbeiter der Berliner Nationalzeitung und Autorität in diesem Fache sind die nachfolgenden Bemerkungen über die Leistungen der verschiedenen europ. Nationen auf dem kunstgewerblichen Gebiete entnommen. Man ersieht daraus, daß Deutschland auf diesem Felde noch immer viel einzuholen hat. Die Deutschen waren im Mittelalter gerade in dieser Beziehung allen Völkern der Erde voran. Die Steinmetzen und die Holzschneider, ja die Metallarbeiter namentlich von Gitterwerk und Thürbeschlägen nahmen einen höchst ehrenwerthen Rang zwischen gewöhnlichen Handwerkern und Künstlern an, und große Künstler wie z. B. Albrecht Dörer, der ebenso bedeutend in Arbeiten der Kunstgewerbe als in denen der eigentlichen Künste gewesen ist, wollten diesen Unterschied nicht einmal gelten lassen. Der dreißigjährige Krieg, der Deutschland in fast allen Beziehungen ruinirte, hat auch die Kunstgewerbe herunter gebracht. Doch scheinen sie uns schon jetzt wieder höher zu stehen, als sie in der Wiener Ausstellung repräsentirt waren. Herr Lessing schreibt:

„Welchen Vortheil die kunstgewerbliche Bildung in Deutschland und Oesterreich aus dieser Ausstellung ziehen wird, müssen wir abwarten. Man pflegt nicht mit Unrecht die geistige Anregung, welche eine derartige Zusammenstellung der besten Leistungen aller Nationen mit sich bringt, als den Hauptzweck aller Ausstellungen zu bezeichnen. Das gesammte Deutschland muß in dieser Beziehung den Oesterreichern dankbar sein, daß dieselben das große Risiko des Riesenunternehmens getragen haben, während das wirkliche Ergebniß dem ganzen Deutschland zu gute kommt. Mit Ausnahme von Wien selbst haben die deutschen Städte sicher ebenso viele wenn nicht viel mehr Besucher zur Ausstellung geführt als die übrigen Städte Oesterreichs, und es möchte wohl kaum ein besonders strebsamer und leistungsfähiger Fabrikant in Deutschland sein, der nicht wenigstens für sein Fach die Wiener Weltausstellung studirt hätte. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich die Deutschen dort die Lektion geholt hätten, welche deutlich genug geschrieben war.

In Paris konnte man bei dem traurigen Aussehen der deutschen Ausstellung sich darauf berufen, daß Deutschland nicht hinreichend vertreten sei: in Wien fällt diese Ausflucht fort. Wir haben mit geringen Ausnahmen Alles, was Deutschland zu leisten im Stande ist, hier gehabt, und das Resultat ist auf dem Gebiete des Kunstgewerbes eine vollständige Niederlage gegenüber den Leistungen nicht nur von Frankreich und England sondern auch von Oesterreich.

Es ist mißlich, mit wenigen Worten, ohne auf die einzelnen Gebiete einzugehen, die Stellung der verschiedenen Völker innerhalb eines bestimmten Bildungskreises zu charakterisiren. Trotzdem heben sich gewisse große Züge erkennbar genug heraus. Frankreich steht nach wie vor an der Spitze der kunstgewerblichen Arbeit. Die altererbte Geschicklichkeit der Handwerker, das anerzogene Bedürfniß nach geschmackvoller und sogar künstlerisch durchgebildeter Einrichtung läßt die Franzosen jede durch die Mode bedingte Stilnüance, selbst jede Modethorheit mit einer gewinnenden Anmuth und Sicherheit behandeln, so daß die groben Verirrungen, in welche ihre Nachahmer verfallen, dort nicht zu Tage treten.

Der Ruf, den die Franzosen in Sachen des Geschmacks haben, ist keineswegs unbegründet und ist auch durch die letzten politischen Ereignisse in keiner Weise erschüttert. Und noch Eines sei hier bemerkt. Man ist in Deutschland sehr geneigt, die Leichtfertigkeit des französischen Wesens, welche sich in der Behandlung öffentlicher Fragen kund giebt, als einen bestimmten Charakterzug der Franzosen anzusehen, daß man in thörichter Ueberhebung auch die ganze industrielle Arbeit Frankreichs als eine leichtfertige, nur auf die Mode gerichtete zu bezeichnen liebt, und sie in eine Art von Gegensatz gegen eine solide und strenge Arbeit stellt, welche man vorzugsweise in der deutschen erblicken zu können meint.

Grade das Umgekehrte ist der Fall. Bei keinem Volke ist die eigentliche Arbeit d. h. die technische, sorgsame und gewissenhafte Durchführung so weit gediehen als bei den Franzosen, während nirgends so nachlässig und auf blassen Schein gearbeitet wird, als grade in Deutschland. Der moderne französische Ouvrier hat seinen Handwerkerstolz, in dem er es mit dem besten Zunftmeister des 16. Jahrhunderts aufnimmt. Er setzt seine Ehre darein, jedes Stück, das aus seiner Werkstatt hervorgeht, bis zum letzten Punkt vollendet auszustatten, er schreibt in gerechtem Stolz seinen Namen darauf, und wenn es zur Ausstellung geht, so kommt er selbst, zieht seine Blouse an und packt seine Sachen aus und wieder ein und steht Jedem Rede und Antwort über das, was er macht, und weiß seine Waaren zur Geltung zu bringen, aber auch zugleich die Vorzüge der Anderen voll und ganz anzuerkennen. Er ist jeder Bildung zugänglich. Er hält die kunstwissenschaftlichen Journale und kauft alte Ornamentstiche, nach welchen er arbeitet. Er bildet sich seine Spezialität aus, in welcher er unablässig zur höchsten Vollendung es zu bringen sucht, und wenn man an seinem Schautische das nicht findet, was man sucht, so führt er den Fremden mit der größten Bereitwilligkeit zu seinem Nachbar und Konkurrenten, bei welchem der betreffende Gegenstand allenfalls zu finden sein möchte. Er ordnet sich willig dem Ganzen unter und hält darauf, daß seine Ausstellungsgegenstände nicht durch zu starkes Hervortreten den Gesammtanblick der französischen Abtheilung schädigen. Vor Allem aber hat er die vortreffliche Eigenschaft, daß er seine Verpflichtungen einhält und die Stücke, auf welche er Bestellungen annimmt, zur rechten Zeit und in untadelhafter Ausführung abliefert, Eigenschaften, die das Gegentheil von jener berufenen Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit sind.

Im geraden Gegensatz dazu steht jetzt die Mehrzahl der deutschen Handwerker, welche die gedankenlose und nur auf äußeren Schein berechnete Arbeit liefern, ohne Ahnungen davon, was ein Anderer Besseres machen kann, sondern nur beschäftigt, ähnliche Gegenstände flüchtiger und billiger herzustellen; welche sich nicht scheuen, mit Nachgüssen fremder Arbeiten ihre Ausstellung zu schmücken, welche keinen Arbeiterstolz, sondern nur noch einen Preiscourant kennen und keinen Maßstab für den Werth des von ihnen Hervorgebrachten haben.

Die französische Ausstellung als Ganzes genommen, zeigt keine erhebliche Veränderung gegen die Physiognomie der Ausstellung von 1867. Eine strengere Durchbildung der einzelnen Verfahrungsweisen, welche an den betreffenden Stellen dieser Auffätze erwähnt ist, wäre das Wichtigste. Die Behandlung der Formen ist im Wesentlichen die gleiche geblieben. Man sieht gegen Werke aus dem fünfziger und dem Anfang der sechsziger Jahre eine etwas größere Strenge der Formen, eine etwas breitere Behandlung, eine Anlehnung an alte Vorbilder, hauptsächlich an die älteren französischen Renaissancesformen und an die strengeren Linien aus dem Styl Ludwigs XVI.; nirgends aber bloßes antiquarisches Nachahmen, sondern überall eine gräziöse Umbildung. In den Stoffmustern zeigt sich ein gewisser Einfluß der strengeren Richtung. Wo die Lyoner Seidenweber oder die Pariser Tapetendrucker ältere Muster anwenden, thun sie es mit unendlich größerer Anmuth und verständigerer Anbequemung an unsere Bedürfnisse die als englischen und deutschen Fabrikanten, welche mit gewissenhafter Treue das mittelalterische Muster einfach kopiren.

Die Einwirkung Frankreichs auf den europäischen Geschmack ist noch keineswegs gebrochen. Die nennenswerthen Beispiele selbstständiger, durch Künstler oder Kunstanstalten angeregten Schöpfungen stehen vereinzelt neben der großen Produktion, welche unverwandt ihre Blicke auf die französischen Muster gerichtet hat.

Von dem englischen Kunstgewerbe habe ich eine weniger gute Meinung, als man sie sich nach dem Ergebniß der Ausstellung bilden zu müssen scheint. In der englischen Abtheilung stehen die vorzüglichsten Arbeiten unvermittelt neben Stücken, die thöricht in der Erfindung und plump in der Ausführung sind. Die geistigen Urheber der guten Stücke sind aber fast durchgehends Franzosen, welche von englischen Fabrikanten herübergenommen sind. Wir haben bereits bei der Einzelbetrachtung, bei jeder großen Firma den betreffenden französischen Modelleur oder Musterzeichner zu verzeichnen gehabt. Die technische Ausbildung der Arbeiten ist mustergiltig, nur wird sie zu oft in den Vordergrund gerückt, so daß über lauter technischer Bravour die Anmuth verloren geht. Am besten gelingt es den Engländern, wenn sie ein bestimmtes Gebiet mit feststehenden, verstandesmäßig zu erfassenden Regeln bearbeiten. Die von ihnen erkannte Mustergültigkeit der mittelalterlichen Fußböden und der orientalischen Teppiche, sowie mittelalterlicher Schmiedearbeiten hat auf den entsprechenden modernen Gebieten zu einer absolut sichern Handhabung der Formen geführt. Wo ihnen das feste Modell fehlt, schweifen sie rathlos zwischen den verschiedenen Richtungen umher. Ein und derselbe Fabrikant hat in seinem Schaukasten das Allerwiderstrebendste beieinander; die strengste klassische Antike, wildes Rococo, archäisirende, an Aegyten anklingende Motive, naturalistische Ausartungen und platte Formlosigkeit. Man kann sich bei den englischen Ausstellern nie des Gefühls erwehren, daß für sie das Kunstgewerbe nur eine vornehme Zuthat für die eigentliche Massenindustrie ist, welche sie mehr aus Ausstandspflichten, denn als eigentlichen Geschäftstrieb pflegen. Daher findet sich in der englischen Abtheilung die künstlerische Ausbildung auch nur bei den größten Fabrikanten, welche ihren eigentlichen Erwerbszweig in Messern und Gabeln, Drainröhren oder Tischgeschirr haben und sich nur für die glänzende Repräsentation einige Künstler halten.

Bei den Franzosen dagegen sind grade die kleineren Handwerker diejenigen, welche bei dem Mangel größeren Betriebskapitals vorzugsweise die künstlerische Seite ausbilden, bei welcher ihr persönliches Können am meisten zu verwerthen ist. Die großen Fabrikantennamen stellen mehr ein Konglomerat von einzelnen künstlerischen Kräften dar, die sich in ihren Arbeiten deutlich von einander unterscheiden, wenn sie gleich der Name des einen Unternehmers gleichmäßig deckt. Die französische Abtheilung zeigt deutlich, daß ein wirkliches Kunstgewerbe besteht, welches seinen Mann ernährt und vollständig ausfüllt.

Nicht ganz klar ist mir die Stellung Oesterreich's geworden. Die große Masse der Erzeugnisse ist von denen des übrigen Deutschlands naturgemäßer Weise nicht wesentlich unterscheiden. Die einzige Ausnahme macht Wien, wo sich ein Ansatz zu der guten Behandlungsweise der Franzosen kenntlich macht. Es bildet sich ein wirkliches Kunstgewerbe aus. Tüchtige Fabrikanten, von gutgeschulten künstlerischen Kräften geleitet, haben die Formen und Farben, sowie die Technik ihrer Gegenstände während der letzten zehn Jahre in bemerkenswerther Weise gehoben. Die Zahl der von hier zu nennenden Fabrikanten ist nicht groß, die einzelnen aber, wie Haas und Lobmeier, stehen dafür in erster Linie unter den Kunstgewerbetreibenden. Das Experiment, welches jetzt alle Länder mit Kunstgewerbemuseen machen, hat hier einen glänzenden Triumph davon getragen. Der Einfluß des österreichischen Museums ist in diesen Kunstformen, welche sich, unabhängig von der französischen Modeeinrichtung, an die besten, alten Vorbilder wenden, unverkennbar. Es kommt nun darauf an, wie weit dieser Einfluß reichen und die große Industrie bestimmen wird.

Das deutsche Kunstgewerbe befindet sich in arger Zerfahrenheit. Das einfache Gewerbe selbst ist auf dem schlechtesten Wege — dem, Alles möglichst billig herstellen zu wollen. Die guten auswärtigen Muster werden in schlechtem Material und schlechterer Technik wiedergegeben, gute Erfindungen heimischer Künstler verstümmelt, um möglichst bequem massenhaft hergestellt werden zu können. Erst allmählich ringt sich eine bessere Einsicht durch, es zeigt sich deutlich, daß es bei ernstem Willen an den nöthigen Kräften nicht fehlen würde. Wenn wir davon absehen, daß in den Pariser Werkstätten viele der besten Arbeiter Deutsche waren und auch wieder sind, so zeigt sich auch in dem, was einzelne hervorragende Aussteller geboten, durchaus das Vermögen, Gutes zu schaffen. Unter den besseren Fabrikanten hat die Abhängigkeit von Frankreich ersichtlich abgenommen. Diese besseren sind aber ein verschwindend kleiner Bruchtheil gegen die große Menge, die noch rückhaltlos nach Paris schielt.

Die erwähnten besseren Arbeiten lehnen sich in verständiger Weise an die besten Zeiten alter kunstgewerblicher Bildung an, nur macht sich bei ihnen immer noch fühlbar, daß die beeinflussenden künstlerischen Kräfte zu einseitig als Architekten, Bildhauer, Maler gebildet sind, daß ihnen die eigentliche Fühlung mit dem Handwerk, die Kenntniß dessen, was sich in bestimmten Materialien und technischen Verfahrungsweisen erzielen läßt, noch zu sehr fehlt.

Die allerorts in Deutschland aufblühenden kunstgewerblichen Lehranstalten und Sammlungen haben hier noch eine große Aufgabe zu erfüllen, ehe auch nur die redlich strebenden Arbeiter die guten verfügbaren Kräfte finden. Eine noch schwerere Aufgabe ist die, die trägen Massen in Bewegung zu setzen und zur Theilnahme an der Kunstarbeit heranzuziehen. Es wäre zu wünschen, daß dem europäischen Kunstgewerbe jetzt einmal Zeit gelassen würde, ruhig und tüchtig zu arbeiten, ehe es wieder in den Kampfplatz einer Weltausstellung hinaus gelockt wird, die Schwächen der einzelnen Länder, sowie die Mittel zur Abhilfe sind jetzt hinreichend erkannt, man soll die letzteren energisch betreiben und ihre Wirkung abwarten.

Die Zahl der Gewerbemuseen, welche zur Hebung der Kunstindustrie führen sollen, ist während der letzten Jahre in staunenswerther Weise gewachsen. Während in Paris nur London und Wien vertreten waren, Berlin und Petersburg eben erst anfingen, sahen wir auf der Wiener Ausstellung neben den genannten, seitdem mächtig fortgeschrittenen Instituten Nürnberg, Hamburg, Leipzig, Moskau, Pest, Reichenberg, Prag, Brünn, Karlsruhe, Stuttgart, Edinburg; selbst Rom soll ein Gewerbe-Museum erhalten.

Die Ankäufe, welche die Gewerbemuseen auf der Ausstellung machten, waren so erheblich, daß die Erzeugnisse mancher Fabrikanten völlig von denselben in Beschlag genommen wurden. Es mag wie eine ungesunde, übertriebene Richtung erscheinen, wenn diejenigen Gegenstände, welche doch eigentlich für den Gebrauch im täglichen Leben angefertigt sind, nun dazu bestimmt werden, in systematisch geordnete Sammlungen eingereiht zu werden um als Vorbilder oder Belege für bestimmte Techniken zu dienen; aber die jetzige Bewegung, welche die Sammlungen und Gewerbemuseen hervorruft, hat doch, ganz abgesehen von den prinzipiellen Bestrebungen der Neuzeit, ihre tiefgehende Berechtigung.

Auch die früheren Perioden des blühenden Kunstgewerbes bedurften derartiger Stätten, an denen sich die besten Werke gewerblicher Arbeit aller Welt zu Nutz und Frommen anhäuften. Es ist oft bemerkt worden, daß unsere Bilder- und Skulpturengallerien diejenige Lücke auszufüllen hätten, welche das Aufhören der Kirchen der Raths- und Gildehäuser als Mittelpunkt der Kunst gelassen hatte, so daß man jetzt in Museen die Stücke zu betrachten hat, welche früher an geweihter Stelle sich befanden. Dasselbe gilt aber auch von den kunstgewerblichen Gegenständen. In den früheren Jahrhunderten besaß nicht nur jede Kirche eine Fülle von reich gestickten Teppichen, von köstlichen Goldschmiedearbeiten als Kelche, Monstranzen, Reliquienbehälter und Aehnliches, eine Fülle von prächtigen Bronzearbeiten, welche als Kandelaber, Kronleuchter und Lesepulte dienten, Holzschnitzereien und Glasmalereien, kunstvolle Fußböden und dekorative Ausmalung, auch die Rathhäuser hatten herrlich geschmücktes Geräth aller Art aufzuweisen. Es gab kaum eine Stadt, die nicht einen Schatz von silbernen Prachtgefäßen besessen hätte, welcher bei feierlichen Banketten benutzt worden wäre; ja keine Zunftstube entbehrte der prächtigen Geräthe und Ausstellungsgegenstände. Sorgsam wurden dieselben von einem Geschlecht dem anderen überliefert und bildeten so neben den Mustern, welche sich in guter Tradition in Hanwerkerfamilien forterbten, einen Stamm von Vorbildern, der Jedermann zugänglich war und immer wieder anregend auf die künstlerische Phantasie wirkte, dem Handwerker immer wieder die Ehre seines Berufes, das Höchsterreichbare in demselben zum Bewußtsein führte.

Das Alles hat aufgehört. Die Kirchen sind öde, unsere Stadthäuser leere Geschäftsbüreaus, die Zunftstuben sind verschwunden. Es ist nichts als die Erfüllung eines unabweislichen Bedürfnisses, wenn jetzt wieder Institute geschaffen werden an deren Schätzen sich die verkümmernde Erfindungskraft des Künstlers und Arbeiters erfrischen kann. Wir wissen, daß die französischen Musterzeichner, welche im Jahre 1848 in Paris brodlos und von den Engländern für ihre Fabriken gewonnen wurden, nach wenigen Jahren erklärten, nach Paris zurückgehen zu müssen, da sie in England nichts mehr erfinden könnten, sondern der Pariser Umgebung und Anregung bedürften, um Neues zu erschaffen. Diese künstlerische Lebensluft, welche Paris mit seiner alten Tradition bietet, muß so gut, wie es gehen will, an bestimmten, von Staatswesen dafür hergerichteten Stellen überall geschaffen werden, wo sie fehlt. Wir sehen, wie die mächtigen gothischen Kathedralen des Rheinlandes der Ausgangspunkt für ein wichtiges, in mittelalterlicher Form sich ergehendes Handwerk in den Rheinlanden waren. Die Kunstgewerbemuseen der deutschen Städte sind über den Zufall einer solchen Tradition zwar erhaben und können rein nach ihrem Ermessen diejenigen Vorbilder sammeln, welche ihnen als die wünschenswerthesten erscheinen. Es fehlt ihnen aber auch die Kraft der Tradition, die überzeugende Gewalt, mit welcher Monumentalbauten sich täglich dem Auge des Beschauers einprägen, sie müssen den Besuch des Publikums, welches sich bilden will, erst erzwingen und ihre Aufgabe wird dadurch eine um so schwierigere. Es ist nun eine Aufgabe, an der alle diejenigen, denen das Wohl unseres Kunstgewerbes am Herzen liegt, nach Kräften mit zu arbeiten haben.

Gute Vorbilder und gute Schulbildung ist das Wichtigste, was von Staats- und Gemeindewegen für das Gewerbe geschehen kann. Entscheidender freilich als diese Maßregeln bleibt die Bedürfnißfrage, die sich durch die besten Bestrebungen nicht erledigen läßt. Nur in einem Zustand allgemein fortgeschrittener Wohlhabenheit und dem hieraus entspringenden Bedürfniß nach behaglichen, künstlerisch durchgebildeten Lebensformen kann ein wirkliches Kunstgewerbe erblühen.

Wir können daher nur dem Bedürfniß entgegenkommen und dafür sorgen, daß es in verständige Bahnen geleitet werde. Wir können dafür sorgen, daß nicht nur die glänzendsten Prunkstücke als kunstgewerblich von Werth angesehen werden, sondern daß jeder Stufe des Bedürfnisses und der Zahlungsfähigkeit entsprechend die Formen einfach, aber rein und in guten Verhältnissen gehalten werden. Das Wichtigste aber bleibt, daß Publikum und Arbeiter sich von der Ueberzeugung durchdringen lassen, daß es mit den schönsten Formen und Erfindungen nicht gethan ist, sondern daß nur aus der vollständigen Güte des Materials, aus der vollständigen Tüchtigkeit der Arbeit heraus ein gesundes und wahrhaft erfreuliches Kunstgewerbe erblühen kann und daß alle äußerlich noch so glänzende Spielerei mit Surrogaten und schlechten Nachahmungen, selbst wenn die besten Künstl:r die Form dazu hergegeben haben, doch schließlich zu Grunde geht an die Lüge, auf welche sie erwächst.

Rauch verjagt den Mann.

Ohne Unterlaß zankte ein Weib mit ihrem Mann, daß er wenig gute Bißlein, die sie ihm kochte, essen konnte. Eines Tages kam er von seinen Geschäften heim, da hatte das Weib einen großen Dampf im Haus gemacht, daß man schier die Augen nicht aufthun konnte; darum fragte sie der Mann, warum es so rauchte. „Die Brände," antwortete sie; „magst du's nicht leiden, so gehe nur immer hinaus!" „Halt gedachte er, „was gilt's, die Augen sollen dir noch eher wässern, als mir!" ging stillschweigend von ihr hinweg und arbeitete, bis schier sieben Jahr nach seiner Abreise vergangen waren, in andern Landen. Zuletzt aber jammerte ihm doch seine Hausfrau, wollte doch zusehen, wie es ihr ginge, und wanderte wieder in seine Heimath und klopfte an seine Hausthür. Die Frau ließ ein und fragte, wer da wäre. Der Mann antwortete: „Frau raucht es noch im Haus?" Sie erkannte seine Stimme, war herzlich froh (denn sie hatte, so lange er weg gewesen, großen Kummer erlitten), machte eilends auf, fiel um den Hals, weinte und sprach; „Komm nur her, lieber Mann, ich will Dich nimmermehr, wie ich leider gethan habe, bitter anschnarren!" Sie nahm bei diesen Worten einen Kübel mit Wasser und schüttete den in's Feuer, daß ja im Haus kein Rauch wäre, bis sie sich gänzlich versöhnten.

Verstärkung der Klebfähigkeit des arabischen Gummi's.

Die konzentrirten Lösungen des arabischen Gummi's als Klebflüssigkeit haben die unangenehme Eigenschaft, auf Druckpapier oder zu schwach geleimtes Papier gestrichen, dasselbe bis zur Durchsichtigkeit zu durchdringen, und trotzdem auf anderes Papier nicht haftend zu machen. Ebenso kann man damit nicht Papier an gewöhnliche Pappe, Holz an Holz kleben. Auf Metallflächen mit der Gummilösung aufgeklebtes Papier pflegt sich sehr bald wieder davon zu trennen. Die Verwendung des Gummi's als Kitt für Glas, Porzellan, Thon u. s. w ist ganz unthunlich und zwecklos. Alle diese Untugenden und Mängel der Gummilösung werden gehoben, wenn man ihr eine wässerige Lösung von schwefelsaurer Alaunerde zusetzt. Auf 250 Grm. der konzentrirten Gummilösung (aus 2 Th. Gummi und 5 Th. Wasser bereitet) genügen 2 Grm. des krystallenen Thonerdesulfats. Dieses Salz löst man in seiner zehnfachen Menge Wasser und mischt die Lösung direkt mit der Gummilösung. Alaunlösung erfüllt die Zwecke des Thonerdesulfats in einem weniger genügenden Maße.

Benützung der Kartoffeln zur Mehlbereitung.

Man schneidet die Kartoffeln in Scheiben von 2 bis 3 Linien Dicke und übergießt sie in einem hölzernen Gefäße mit Wasser, dem man 2 bis 3 Proz. (auf 100 Pfund) konzentrirte Schwefelsäure zugesetzt hat. In dieser Flüssigkeit läßt man sie 24 bis 36 Stunden, zieht dann das Wasser ab, gießt reines auf und wiederholt das Aufgießen von reinem Wasser mehrmals, um die Säure wieder zu entfernen. Die auf diese Weise ausgewaschenen Kartoffeln werden auf Horden an der Luft getrocknet. Sie bleiben blendend weiß und lassen sich zu einem feinen Mehle mahlen, welches in vielen Fällen das gewöhnliche Mehl ersetzen kann. Das Trocknen der Kartoffeln erfolgt sehr schnell. Wendet man keine Säure an, so werden die Kartoffeln schwarz, hornartig, schimmeln leicht und trocknen schwierig. Bei der ungemeinen Wohlfeilheit der Schwefelsäure ist das Verfahren nicht sehr kostspielig. Auch geben die Kartoffeln bei dieser Behandlung, wenn sie nach dem Auslaugen gedämpft, eingemaischt und auf gewöhnliche Weise in Gährung versetzt werden, nach der Destillation einen fuselfreien Branntwein.

Aufbewahrung der Kartoffeln.

Folgende Methode wird zur Erhaltung großer Kartoffelvorräthe sehr empfohlen. Eine trockene staubartige Substanz, z. B. Straßenstaub, gesiebte Steinkohlenasche (nicht Holzasche oder zerfallener Kalk), wird in der Weise angewendet, daß man zuerst auf den Boden des Kellers eine ein bis zwei Zoll hohe Schicht gleichmäßig ausbringt, und das man dann abwechselnd Kartoffelschichten und zwischengestreuten Staub aufschüttet, so daß so ziemlich jede Kartoffel von Staub leicht umhüllt ist. Zu oberst wird alsdann noch eine vier bis fünf Zoll dicke Staubdecke gebracht. In einem solchen Haufen beträgt alsdann der Staub den sechsten bis achten Theil des Gewichtes der Kartoffel und ist geeignet durch Auffaugung aller Feuchtigkeit der Kellerluft diese bis tief in das Frühjahr gut zu erhalten.

Berühmte Nationalhymnen und deren Ursprung.

Die englische Volkshymne God save the King ward im Jahre 1715 von Henry Carrey, den Abend vor dem Aufstand für den Kronprätendenten Jacob Stuart componirt. Die Insurrektion mißlang und dies Lied ruhte bis zum Siege des Generals Vernon im Jahre 1740, wo der Componist dasselbe bei einem Festmahle sang, aber statt des Namens Jacob den Namen Georg einschob. Als ein neuer Kronprätendent auftrat, ließ Dr. Thomas Arne das Lied zum erstenmale im Drury Lane Theater absingen. Sir Henry Carrey starb 1743. Nach diesem englischen Volksliede ist zum Theil der deutsche Nationalgesang „Heil Dir im Siegeskranz" von Probst Henrick Harris, (geb. 1762 in Flensburg gest. 1812 in Brügge bei Kiel) gedichtet, welcher zum erstenmal im Berliner Nationaltheater im Jahre 1795 gesungen wurde.

Das berühmte englische Volslied Rule Britania stammt aus dem Singspiel The Masque of Alfred von Thomson und Mallet. Welcher dieser beiden Autoren der Verfasser dieses Liedes war, ist leider unbekannt geblieben.

Die Nordamerikanische Volshymne „Heil Columbia" — früher Washington-Marsch genannt — ist das Werk eines deutschen Musikers, Namens Pfeil, der zu Washington's Zeit Orchester-Dirigent am John-Street-Theater in New York war.

Die Nordamerikanische Nationalhymne „Yankee Doodle" verdankt ihr Entstehen einem Dr. Shelbury, einem Arzt, der im britischen Heere diente und mit der Arzneikunst auch das Talent eines Dichters und Componisten verband. Durch diese Hymne jedoch erwarb er sich mehr Ehre, als durch sein ganzes medizinisches Wissen. Die Entstehung des „Yankee Doodle" datirt sich vom Jahre 1755.

Der berühmte „Rakotzy-Marsch," die ungarische Marsellaise, welche so lange erklingen wird, als noch ein Zigeuner am Leben, ist allbekannt, aber nur wenige kennen den Componisten desselben. Bisher ward dieser Marsch einen Böhmen, Namens Ruczitzka, zugeschrieben, der vor langer Zeit Chordirigent in Vesprin war. Es ist dies derselbe Ruczitzka, der die ungarische Oper „Bela futtasa" componirte.

Neuere Forschungen haben aber ergeben, daß der Schöpfer des Rakotzy-Marsches ein Koszavölghy war. Derselbe ist 1787 geboren und 1848 gestorben.

„Prinz Eugen, der edle Ritter„, ein Lied, welches sich mehr als hundert Jahre im Volksmunde erhalten, ist von einem brandenburgischen Soldaten verfaßt, der unter dem Fürsten Leopold von Dessau in Prinz Eugen's Regiment diente. Ob die hierzu gehörige, einem Marsch gleichende, Melodie mit dem Text zugleich entstanden, oder ob die letztere einer alten Melodie unterlegt ist, konnte man bisher nicht erfahren, das Lied kam im Jahre 1711 auf. In einer Sammlung von Liedern, welche den possirlichen Titel führt: „Musikalische Rüstkammer auf der Harfe, bestehend in allerlei lustigen Arien, Menuetten, Sarabanden und Märchen von jedem Tone," ward dieses Lied zum erstenmale gedruckt.

Des alten Dessauers Lieblingsgesang war Luthers Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott." Er sang denselben, wie alle Lieder in der Kirche, nach der Melodie des alten Dessauers, welcher das erste Mal beim Siegesfeste der Schlacht von Cassano, den 17. August 1705, in Gegenwart des Herzogs von Dessau gespielt ward und seit dieser Zeit obigen Namen behielt.

Geisterruf.

Laßt uns in Ruh' mit Euren Monumenten
Und Euren Reden ohne Enden!
Ihr setzt sie wahrlich nur zu Eurem Nutzen—
Um Eure Namen in der Zeitung aufzustutzen!
Ist's nicht genug, daß wir für Euch gefallen?
Müßt Ihr mit unsern Namen auch noch prahlen?
Spart Euer Geld zu nöthigeren Dingen,
Laßt lieber Eure Armen Euer Lob besingen!

Reinigung von Gypsfiguren

Hiezu bediente man sich bisher in der Regel eines Firnisses, den man mit Bleiweiß angerieben auftrug. Da die Figur aber dadurch an ihrem Skulpturcharakter einbüßte, so gelangte der Berichterstatter nach manchen verfehlten Versuchen mit Kreide, Gyps u. s. w., die keine Deckkraft besitzen, zu dem künstlichen schwefelsauren Baryt — dem Permanentweiß — das in wässrigem Vehikel diese Deckkraft in ausgezeichnetem Grade besitzt. Rührt man dieses in Teigform im Handel vorkommende Präparat mit Leimwasser zu einer dünnen Milch an, so bedarf es nur zwei bis dreimaligen Anstrichs, um einer durch Schmutz noch so unansehnlich gewordenen Figur wieder das Ansehen einer neuen zu geben. Da das Permanentweiß nicht in den Kleinhandel kommt, sondern von Tapetenfabriken verwendet wird, so sind diese vorerst als Bezugsquellen hiefür zu benutzen.

Die Ducaten als Ehestifter.

In einer walachischen Grenzstandt lebte, wie ein auswärtiges Blatt berichtet, eine mit allen weiblichen Reizen ausgestattete junge Wittwe, die an Glücksgütern jedoch nur einen einzigen Ducaten besaß. Ebendaselbst wohnte auch ein stattlicher und vermögender Kaufmann, gleichfalls Wittwer, der die junge Wittwe mit nichts weniger als ungünstigen Augen ansah. Sie hätte nun den stattlichen Wittwer gar zu gern an ihren Triumphwagen gekettet, wenn derselbe nicht ein gar so vorsichtiger Mann gewesen wäre, der neben dem Schatze weiblicher Reize, dessen sie sich rühmen konnte, auch noch auf andere Schätze Anspruch machte. Doch die Schlauheit einer heirathslustigen Wittwe ist um einen Ausweg nie verlegen. Eines schönen Morgens ließ sie sich beim Wittwer ihren Ducaten wechseln und kaufte mit dem Erlös einen zweiten Ducaten, den sie ebenfalls beim Bräutigam in spe auswechseln ließ. So trieb sie mit dem Werthe eines Ducatens ein paar Monate hindurch einen Tauschhandel bis die Macht des Goldes ihr eines Tages den stattlichen Wittwer in die Arme führte, um bald darauf aus Beiden ein glückliches Paar zu machen. Und glücklich blieben sie auch dann, als der zärtliche Eegatte einsah, daß er dupirt worden, „denn," argumentirte er, „hat sie mich, einen erfahrenen Kaufmann, so gut anführen können, wie wird sie die Kunst erst bei meinen Kunden verstehen!"

Der in die Enge getriebene Geistliche.

Der Geistliche Burcher war ein alter, geachteter Mann, hatte aber die Manier, jede Gelegenheit zu benutzen, um sich mit Andern in einen Wortkrieg einzulassen, und war nie glücklicher, als wenn es ihm gelungen war, einen Gegner in die Enge zu treiben. An einem kalten, stürmischen Tage im Beginn des Frühjahrs, wo es im Freien höchst unangehm war, hatte sich eine Anzahl unserer Bürger bei Crummet versammelt, wo sie gesellig um den großen Ofen herum saßen, worin ein schönes Feuer von Wallnußholz brannte. Der Geistliche Burcher befand sich unter ihnen, und daß er sich nach einem Wortkrieg sehnte, konnte man deutlich aus der Art sehen, in der er die verschiedenen Redner überwachte. Nach kurzer Zeit trat Sol. Papworth in's Zimmer, den wir stets Onkel Sol nannten. Onkel Sol kam an den Ofen, wo er sich vergnügt die Hände rieb.

—Ah! rief er, sich schüttelnd und die Achseln zuckend, — das nenne ich einen kalten, nassen Regen.

— Das ist es sicher! fiel Crummet ihm in's Wort.

— Ich möchte wohl fragen, sagte der Geistliche mit der Würde eines Dictators, — ob Sie je von einer andern Art von Regen gehört haben?

— Ich sagte, der Regen wäre kalt und naß, wiederholte Onkel Sol.

—Und hörten Sie je von einem Regen, der heiß und trocken war? fragte der Prediger Burcher triumphirend.

— Ja, — ich denke, ich habe, entgegnete Onkel Sol mit einem sichern Nicken seines Kopfes und einem ruhigen Lächeln um seine Augen. — Wie war es denn, Pastor, mit dem Regen, den Gott auf Sodom und Gomorra herabfallen ließ?

Durch diese Frage war der Geistliche Burcher so vollständig in die Enge getrieben, daß er kein Wort zu erwidern vermochte.

Eine Anekdote des Kaisers Nikolaus.

Die neuerdings wiederholt vorgekommenen Fälle stümperhafter Hinrichtungen erinnern an eine Anekdote des Kaisers Nikolaus von Rußland.

Zu Anfang seiner Regierung wurden mehrere Verschwörer, darunter der Dichter Relieff zum Strage verurtheilt. Relieff wurde als der erste zum Galgen geführt. Als man ihm die Schleife um den Hals gelegt und der Henker sich ihm auf die Schultern setzte, riß der Strick, und Relieff stürzte blutend auf das Schaffot herab.

„Elendes „Volk," sagte er sich erhebend. „Es versteht Nichts! Nicht einmal das Hängen!"

Man unterbrach die Execution und sandte zum Winterpalast um des Kaiser Willen zu hören.

„Was hat der Verurtheilte gesagt"? fragte Nikolaus. „Sire, er sagte, die Russen verständen Nichts, nicht einmal das Hängen."

„Man beweise ihm das Gegentheil" entschied der Kaiser.

— Die „Oedenburger Nachrichten" berichten folgendermaßen über eine Säbelaffaire, welcher ein Deutscher zum Opfer gefallen. Am 30sten v. M. befanden sich zwei Officiere des 1sten Ulanen-Regiments Graf Grünne in dem geschlossene n Speisezimmer des dortigen Casinos, als die daselbst sich' producirende Zigeunermusik „die Wacht am Rhein" spielte. Den beiden Herren, Oberlieutenant Schmolke und Lieutenant Mattel, gefiel diese Melodie nicht und sie begannen zu zischen. Nach Vortrag eines Walzers wiederholte die Musik auf Aufforderung des Bahn-Ingenieurs Dersflinger das Lied, und er selber sang, vielleicht lauter als viele Andere der Anwesenden, den Text. Oberlieutenant Schmolke ging in Begleitung des Lieutenants zu dem Tische, an welchem sich der Ingenieur befand, und wollte ihn, nachdem er ihm Stillschweigen geboten, beim Rocke fassend, aus dem Lokal hinausziehen. Der Ingenieur suchte sich von den Händen des Oberlieutenants zu befreien, was ihm auch gelang und er setzte sich ruhig wieder nieder. In diesem Moment reichte Lieutenant Mattel dem Oberlieutenant den Säbel. Schmolke riß ihn rasch heraus und versetzte dem Ingenieur einen Hieb über das Gesicht, so daß der gegen das linke Auge gelegene Theil des Nasenbeins durchgehauen wurde. Der Auftritt erregte natürlich ungeheures Aufsehen und es sind die gerichtlichen Schritte gegen die Excedenten eingeleitet worden. Wie das Blatt aus sicherer Quelle erfahren haben will, soll diese Säbelgeschichte, da der Beschädigte ein Unterthan des Deutschen Reichs ist, der deutschen Gesandtschaft am wiener Hofe zur Anzeige gebracht werdem.

Aus dem Rechtsleben. Vertheidiger (welcher zwei Diebe zu vertreten hat, von welchem der eine bei Tag, der andere bei Nacht gestohlen): „Der Herr Staatsanwalt hat es bei meinem ersten Klienten als einen erschwerenden Umstand bezeichnet, daß derselbe bei hellem Tag mit unglaublicher Frechheit einen Diebstahl begangen. Jetzt wird bei meinem zweiten Klienten der Umstand, daß er zu gefährlicher Nachtzeit gestohlen, gleichfalls als erschwerend bezeichnet. Ich frage nun den Herrn Staatsanwalt: Wann soll denn der Kerl stehlen?"

Junge Dame: „O, es freut mich sehr, daß Sie ein Liebhaber von Vögeln sind; welche Sorte verehren Sie am meisten?"

Alter Junggeselle: „Nun, ich meine, daß die Gans, hinlänglich ausgestopft, so gut ist als irgend einer!"